Paris im September 1914

Aus Poincarés Memoiren

In unermüdlichem Schaffenseifer hat Poincaré auch während seiner letzten Ministerpräsidentschaft sein Memoirenwerk fortgesetzt („Au service de la France", Paris, Librairie Plon). Ebenso prompt läßt der Paul Aretz-Verlag (Dresden) die deutsche Ausgabe des Werkes folgen, von der demnächst der dritte Band („Der Einbruch der Deutschen in Frankreich 1914") erscheinen wird. Mit Erlaubnis des Verlags veröffentlicht die „Neue Leipziger Zeitung" daraus folgende interessante Schilderung:

Sonntag, 30. August 1914. Galliení kommt vor dem Ministerrat in mein Arbeitszimmer und legt mir in Vivianis und Millerands Gegenwart seine Auffassung mit einer Klarheit, einer Kraft des Ausdrucks und einer Meisterschaft dar, die uns allen tiefen Eindruck machen. Schlank, geschmeidig, hochgewachsen, mit durchdringendem Blick unter unbeweglichen Gläsern imponiert er allen, die ihm näher treten, als ein sehr schönes Beispiel menschlicher Stärke. Er ist erst 65 Jahre und ein paar Monate alt. Leider haben ihn die langen Aufenthalte in den Kolonien stark mitgenommen, besonders die für Frankreich so fruchtbringenden neun Jahre in Madagaskar.

Er findet die Verteidigung von Paris nicht hinreichend gesichert; die Forts sind nicht im Stand; das verschanzte Lager ist nicht fest genug ausgebaut; man brauchte mindestens acht bis zehn Tage, um die Versäumnisse des Generals Michel nachzuholen. Aber, setzt er hinzu, selbst wenn alle Mängel abgestellt wären, könnte Paris einem Handstreich mit der schweren Artillerie, die die Deutschen haben, keinen Widerstand leisten. Man müßte daher aus vier Armeekorps oder wenigstens aus den drei von Messimy angeforderten ein mobiles Heer unter dem Befehl des Gouverneurs bilden, das den linken Flügel aller anderen bilden und sich im gegebenen Augenblick vor Paris schlagen würde.

Wir bitten den General Galliení, seine Ansicht dem Ministerrat mitzuteilen. Er wird in der Morgensitzung gehört. Er beginnt seine Darlegung mit der gleichen Klarheit und zieht die gleichen Schlußfolgerungen. Auf Millerands Bitte liefert er sogar einen sehr wenig beruhigenden schriftlichen Bericht, der sofort dem Oberbefehlshaber zur Kenntnis gebracht wird, denn die Entsendung der geforderten Korps hängt vor allem von den materiellen Möglichkeiten ab, die Joffre allein zu beurteilen vermag.

Am Nachmittag erscheinen vor einem neuen Ministerrat die Kammerpräsidenten Dubost und Deschanel. Der erstere ist heute sehr verstimmt und knirscht mit den Zähnen zum Zeichen seiner unbezwinglichen Unzufriedenheit. Er sucht

der Regierung zu beweisen, daß sie nicht das Recht hat, sich ohne Abstimmung der Kammern irgendwohin außerhalb der Hauptstadt zu begeben,

daß der Sitz der Regierung nach dem Gesetz von 1879 Paris ist, und daß sie somit, wenn sie abreisen will, zunächst das Parlament einberufen und ihm eine Gesetzesvorlage für die Uebersiedlung vorlegen muß.

Nachdem beide Präsidenten fortgegangen sind, beschließt der Ministerrat, daß er in der jetzigen ernsten Lage nicht die Verantwortung auf sich nehmen kann, die Kammern einzuberufen. Viviani telephoniert an Dubost, um ihm diesen Beschluß mitzuteilen. Dubost wird am Hörer wütend und erklärt mit zorniger Stimme, er werde den Senat selbst einberufen.

Während dieser kleine Heimatskrieg ohne allzu großen Schaden ein Ende findet, rattert ein Motor am Himmel.

Es ist ein deutsches Flugzeug, das Paris überfliegt.

Es wirft drei Bomben ab, die auf dem Quai de Valmy und in der Rue des Vinaigriers explodieren. Ein Toter und drei Verwundete fallen ihnen zum Opfer. Zugleich hat der Flieger eine ziemlich lächerliche Art von Proklamation abgeworfen, worin den Parisern kundgegeben wird, es bliebe ihnen nur die Flucht übrig, denn die Deutschen ständen wie 1870 vor den Toren der Hauptstadt. Obwohl dieser Zwischenfall sofort von der Presse berichtet und allgemein bekannt wird, verursacht er keinerlei Erregung bei der Bevölkerung, die in wahrhaft wunderbarer Ruhe bleibt. Immerhin beginnen die städtischen Abgeordneten und die Stadträte sich Sorgen um das Schicksal der Stadt zu machen. Leidenschaftliche Patrioten wie Galli möchten, daß die Einwohner zum Straßenkampf bewaffnet werden. Aber welche Anläße zu Vergeltung und Verwüstung lieferte man damit den Deutschen! . . .

Montag, 31. August. General Joffre hält die sofortige Abreise der Regierung nicht mehr für erforderlich. Diese neue Nachricht bringt mir eine ungeheure Erleichterung, denn je näher die mir in Aussicht gestellte Schicksalsstunde rückt, desto weniger kann ich mich mit dem Gedanken befreunden, Paris zu verlassen. Wenigstens ein Minister denkt wie ich — Ribot.

Ehe man ans Abreisen denkt, soll man nach seiner Meinung vor allem die Schlacht abwarten, die sich vor den Mauern entscheiden wird.

Ich sage zu Viviani und zum Obersten Pénelon, damit er es Joffre wiederholt, daß ich dann zu den Armeen zu gehen gedenke und persönlich Paris nur verlassen werde, wenn eine Niederlage uns alle dazu zwingt.

Léon Bourgois bittet mich seinerseits, jeden Gedanken einer überstürzten Abreise zu bekämpfen. Ich entgegne ihm, ich würde nach wie vor meine Meinung, die auch die seine ist, vertreten, und tatsächlich mache ich sie im Ministerrat von neuem geltend. Ribot und Marcel Sembat unterstützen mich. Aber Millerand vertritt energisch den Standpunkt der Heeresleitung, den er sich zu eigen gemacht hat. Als Kriegsminister, sagt er, könne er nicht die Verantwortung auf sich nehmen, die Regierung einschließen zu lassen. Ein Streifkorps von Ulanen könne die Seine überschreiten und die Eisenbahnlinien im Rücken von Paris sprengen; es sei unsinnig, alle Zentralverwaltungen, alle lebenswichtigen Organe des Landes dieser Gefahr auszusetzen. Doumergue stimmt der Ansicht des Kriegsministers bei und spricht mit ernster Entschlossenheit folgende Worte, die mir zu denken geben: „Herr Präsident, manchmal ist es Pflicht, sich als Feigling schelten zu lassen. Es kann mehr Mut darin liegen, den Vorwürfen der Menge Trotz zu bieten, als sein Leben aufs Spiel zu setzen." Ich fühle wohl: Doumergue hat recht. Aber anderseits glaube ich nicht ganz unrecht zu haben; und Paris verlassen, vor allem so plötzlich — heißt das nicht, es der Verzweiflung aussetzen, vielleicht gar der Revolution?

•

Mittwoch, 2. September. Im Ministerrat suche ich zum letztenmal die Abreise der Regierung wenigstens aufzuschieben. Sie würde ja die meine zur Folge haben, denn ich kann nicht allein dableiben, fern von den Ministern, verfassungsmäßig „ungedeckt" und überdies in dieser Vereinsamung ohne jede Wirkungsmöglichkeit. Ich weise auf das hin, was mir der Oberst Pénelon gestern gesagt hat, daß die Deutschen Paris augenblicklich zu vernachlässigen scheinen. Doch im Einvernehmen mit Joffre und Galliení wiederholte Millerand, die Abschiedsstunde habe geschlagen und es sei unmöglich, vorher zu den Armeen zu gehen. Kluck war gestern in Compiègne. Heute ist er in Senlis und Chantilly. Paris wird bald unter den Geschützen des Feindes sein. Nach dem Befehl des Generals Maunoury hat seine Armee an der Nordseite des verschanzten Lagers Stellung genommen. Ihr Hauptquartier ist in Tremblay. Die Anwesenheit der Regierung in Paris behindert das Kommando in seiner Tätigkeit.

Das Kabinett fügt sich den militärischen Gründen, die der Kriegsminister sehr überzeugt vorbringt, und mir bleibt nichts übrig, als mich der gefallenen Entscheidung zu beugen.

Es wird vereinbart, daß wir noch heute nacht nach Bordeaux fahren, wo Millerand für uns Quartier gemacht hat. Warum nachts. Ich hätte wenigstens gewünscht, daß man am hellen Tage abreiste, unter den Augen und mit Wissen der Bevölkerung, von der man uns zu scheiden zwingt; aber die Militärverwaltung ist Herrin der Eisenbahn, und der Belagerungszustand gilt für den Präsidenten der Republik so gut wie für den letzten Bürger. Ich werde also gehorsam den Zug besteigen, den man mir anweist.

Meine Frau hatte mich beschworen, in Paris bleiben zu dürfen, wenn die Regierung es verlassen müsse, um sich der Wohltätigkeitseinrichtungen anzunehmen und mit den drei Gesellschaften vom Roten Kreuz für die Verwundeten zu sorgen. Aber auf Vivianis dringende Bitte hat der Rat beschlossen, daß alle Ministersgattinnen ihre Männer nach Bordeaux begleiten sollen. Damit ich und meine Frau keine Ausnahme machen, habe ich mich der allgemeinen Regel unterwerfen müssen. Als sie diesen Beschluß hört, bricht sie in Schluchzen aus. Da es sein muß, habe ich schließlich selbst den Mut gefunden, als Feigling zu erscheinen, aber sie hätte so sehr gewünscht, daß ich durch ihr Verbleiben in Paris der Bevölkerung gezeigt hätte, daß ich nicht ganz wegginge . . . Selbst dieser Trost ist uns versagt.

Wieder rattert ein Motor über unsern Köpfen.

Diesmal wird das Elysée von einem deutschen Flugzeug überflogen. Die Posten steigen auf die Terrasse und feuern von dort auf die Maschine, ohne sie zu erreichen. Sie flieht in aller Eile. Nur die Vögel im Park sind über das Schießen erschreckt. Ein kleiner Sperling kommt durch das offene Fenster voller Angst und zitternd in meine Bibliothek geflogen, wo ich ihn vor den Krallen meiner siamesischen Katze rette. Der Flieger wirft am Nordbahnhof eine drohende Proklamation ab, die in ein Zeugstück in den deutschen Farben eingeschlagen ist. Die Polizei läßt Hülle und Papier sorgfältig ins Elysée schaffen.

Unter Aufsicht von Tronchet, dem Architekten des Präsidentenpalastes, und dem Materialchef Perrin beginnt

das Fortschaffen der Wandtapeten, Pendulen, Lehnstühle und Stühle, die in den Möbelspeicher

gebracht werden. Beim Abnehmen der Gobelins, beim Verpacken der Gegenstände und dem Packen unserer eigenen Koffer empfinde ich immer bitterer all den Schmerz, der in dem Wort Abreise liegt, das seit mehreren Tagen an meine Ohren schlägt, und in den leer werdenden Sälen irre ich wie ein Verbannter umher.

Viviani teilt mir ein Manifest mit, das er ausgearbeitet hat und dem Ministerrat vorlegen will, bevor es angeschlagen wird. Ich finde den Wortlaut etwas pathetisch und empfehle Viviani, ein kürzeres und nüchterneres zu schreiben. Er bittet mich, es selbst durchzusehen. Ich tue es also, aber weniger gründlich als es nötig wäre, und der Rat billigt unsere gemeinsame Fassung bis auf einige Kleinigkeiten . . .

Doch nun kommt der schicksalsvolle Augenblick. Unsere Autos und Pferde sind schon am Tage abgegangen, die einen auf der Straße, die anderen mit der Eisenbahn. Meine Frau und ich verlassen das Elysée nach einander in beigetriebenen Wagen. Sie fährt mit der Dienerschaft, der siamesischen Katze und dem Brüsseler Griffon voraus. Ich meinerseits fahre mit General Duparge. Einige Bewohner des Stadtviertels, die auf den Bürgersteigen des Faubourg Saint-Honoré stehen, grüßen mich und rufen mir zu: „Auf baldiges Wiedersehen!" Unter schönem Sternenhimmel fahren wir durch dunkele Straßen zum Bahnhof von Auteuil, der selbst kaum beleuchtet ist.

Der Zug, der uns nach Bordeaux bringen soll, steht schon da und erwartet uns.

Alle Minister sind bereits auf dem Bahnsteig mit ihren Frauen, ihren Kabinettschefs, ihren Mitarbeitern vom Zivil und Militär. In dem für mich und meine Frau bestimmten Wagen sind zwei Nebenabteile mit Betten für Briand, Ribot und Frau, Millerand und Frau vorbehalten. Alles trägt dazu bei, mir den Eindruck eines offiziellen Auszuges ohne jedes Zeremoniell, dafür aber mit militärischer Ordnung, zu machen. Die Lokomotive pfeift schüchtern. Wir fahren ab, das Herz krampft sich zusammen. Meine Blicke haften noch immer an den unbestimmten Formen der schlafenden Stadt. Dann fährt der Zug in die Nacht hinaus, immerfort aufgehalten durch Truppentransporte, die nach dem Norden gehen, oder durch Verwundetenzüge, die in umgekehrter Richtung nach den fernen Lazaretten fahren.

„Regiment des Teufels"

Eigenartige Beinamen englischer Truppenteile — Exerzierreglement und Vorrechte — Die Fahne der leichten Durham

Von Ludwig Haßlinger-London

Gelegentlich der Meldung vom Abrücken der ersten englischen Truppenteile aus dem Rheinland sind in den deutschen Zeitungen Namen wie Dorsetshire- und Leicestershire-Regiment genannt worden. Es ist nämlich eine Eigentümlichkeit der britischen Infanterie, daß ihre Regimenter nicht wie in anderen Ländern Nummern tragen, sondern den Namen der Landschaft, aus der sich ihr Mannschaftsbestand rekrutiert. Daher sind auf den Achselklappen der Infanteristen niemals Nummern, sondern Abkürzungen der Regimentsnamen wie „Dorset", „Leicester" oder „L. F." (Lancashire Füsiliere) zu finden.

Außerdem führt die englische Infanterie zum Teil noch offizielle Beinamen ähnlich denen der alten preußischen Regimenter, z. B. „König", „Königin" oder „Freiwillige des Prinzen von Wales". Mitunter aber finden sich Bezeichnungen, die jedem Nichtengländer merkwürdig erscheinen müssen. So nennen sich die Connaught Rangers das „Regiment des Teufels". Die Fast Kent Infanterie führt den offiziellen Beinamen „Lederkoller", weil sie bei der Gründung dementsprechend ausgerüstet wurden. Das Shropshire Leichte Infanterieregiment ist stolz auf seine Bezeichnung als „Alte Fünf- und Dreipencestücke", und jeder englische Soldat weiß, daß die „Schwarze Woche" identisch ist mit dem schottischen Regiment der Königlichen Hochländer. Das Regiment Süd Wales nennt sich von einer Waffentat her, die es in Indien vollbrachte, die „Bengalischen Tiger", und die Walliser Infanteristen heißen die „Auf und ab".

Alle diese Beinamen beruhen auf alter Ueberlieferung, die in keinem modernen Heer schon äußerlich so stark zum Ausdruck kommt wie bei der britischen Armee. Offiziere und Mannschaften sind stolz darauf, daß sie an ihren Mützen die Wappen der Städte oder Landschaften ihrer Regimenter tragen dürfen, wie es ihre ältesten Vorgänger schon taten. Manches Regiment besitzt auch aus vergangener Zeit her Vorrechte, die ihm zur Belohnung für eine besondere Waffentat verliehen wurden. Im Allgemeinen ist die Dienstvorschrift für die gesamte englische Infanterie die gleiche. Für bevorzugte Regimenter gilt aber die eine oder die andere Ausnahmebestimmung. So braucht die Leichte Durham Infanterie das Gewehr im Gegensatz zu anderen Truppenteilen nicht auf der Schulter zu tragen, sondern darf es umhängen.

Derartige Vorrechte haben nicht selten zu ergötzlichen Irrtümern geführt, wenn ein frisch ins Regiment versetzter Offizier ein Kommando gab, welches nicht auszuführen das Vorrecht seiner erbosten Infanteristen war. Um Aehnliches zu vermeiden, ist auf königliche Verfügung hin jedes derartige Vorrecht der verschiedenen Regimenter seit dem Frühjahr 1928 im Exerzierreglement aufgeführt.

Zum Andenken an die Schlacht von Inkermann (Krimkrieg) haben die Mannschaften des vorgenannten Leichten Durham Infanterieregiments das Recht, am 5. November, dem Jahrestag des Kampfes, die Regimentsfahne in ihre Obhut zu nehmen. In der Schlacht wurde nämlich das Regimentszeichen von einem gemeinen Mann aufgenommen, nachdem der Fahnenträger gefallen war. Am Jahrestag der Schlacht meldet sich seitdem eine Abordnung der Mannschaften im Offizierskasino und nimmt dort aus der Hand des jüngsten Leutnants die Fahne entgegen. Die Soldaten bringen sie unter den üblichen Ehrenbezeugungen in die Mannschaftskantine, wo sie Fahnenwache halten. Den ganzen Tag über bleibt das Tuch im Besitze der Gemeinen, bis es um Mitternacht nach einer kleinen Zeremonie ins Offizierskasino zurückgebracht wird.

Der König allein ist befugt, ein Vorrecht aufzuheben. Er ernennt für jedes Regiment einen „Oberst ehrenhalber", meistens einen im Ruhestand befindlichen General, der zwar keinerlei Befehlsgewalt besitzt, aber gewissermaßen über die Ehre des Regimentes zu wachen und dessen Tradition zu pflegen hat. Er besitzt das Recht, eine Audienz beim Herrscher zu erbitten, wenn er glaubt, den König auf irgend eine Gefährdung der Ueberlieferung oder der Privilegien des Regimentes aufmerksam machen zu müssen.

■

Dann allerdings!

Zu den demnächst das Rheinland verlassenden Engländern gehört auch General Sir George Milne, von dem eine hübsche Geschichte aus dem Weltkriege erzählt wird. Der General, damals noch Oberst, fuhr eines Tages in einem von ihm selbst gelenkten Kraftwagen hinter einem großen, schwer beladenen Lastauto her, als plötzlich ein deutsches Fluggeschwader erschien, dem der große Wagen anscheinend ein lohnendes Ziel bot. Doch bevor noch die erste Bombe gefallen war, hielt schon der Kraftwagen, sein Lenker sprang vom Sitz und eilte in großen Sätzen davon, um in einem Granattrichter Deckung zu suchen. Sir George, entrüstet über das Verhalten des Fahrers, hielt gleichfalls, stieg aus, und erwartete, an das Lastauto gelehnt, die Rückkehr des Ausreißers. Endlich flogen die Deutschen davon. Aus dem Granattrichter tauchte ein angstverzerrtes Gesicht auf, und mit noch schlotternden Gliedern erschien der Kraftwagenführer wieder auf der Bildfläche. „Du Höllenhund," hauchte ihn der Oberst an, „wie kannst du Feigling einfach so davon laufen und deinen Wagen im Stich lassen, bloß wegen des bißchen Bombenschmeißens? Du bist ja ein ganz elender Bursche. Außerdem wärst du auf deinem Sitz doch viel sicherer gewesen." — „Ich weiß nicht recht, Herr Oberst," war die zögernde Antwort. „Herr Oberst wissen vielleicht nicht, daß mein Wagen bis oben hin mit Sprengstoffen geladen ist." — Sir George klopfte sich den Staub von der Hose, besah sich nachdenklich den Wagen und schritt, ohne ein Wort zu sagen, zu seinem eigenen Auto zurück.

Bratendes Hammelfleisch als Mittel der Strategie

* Von dem chinesischen General Tschangtschichtschang, einem Untergeneral des sogenannten christlichen Generals Feng, wird ein herrliches Eulenspiegelstück berichtet, dem einige Glaubhaftigkeit nicht abzusprechen ist, schon weil es von ihm befreundeten Russen erzählt wird. Der General bekam von Feng eine chinesische Bibel geschenkt und las sie mit besonderem Eifer. Dieser ging so weit, daß er sie auch für seine militärischen Aufgaben auszunützen strebte. Er stieß bei seiner Lektüre auf die Simsongeschichte von den vierhundert Füchsen, die der Starke mit den Schwänzen zusammenbindet, die dann angezündet werden. Simson jagt die Tiere in diesem Zustande bekanntlich in die Felder der Philister und bringt diese durch ein mächtiges Schadenfeuer um die Ernte. Tsching beschloß, dem Heros der Kinder Israel nachzueifern. Da er für die

Wann badest Du endlich in Sekt?